

Wirklichkeitsphilosophie des Todes

Was ist der Tod? Die schwere Frage, die an jedem Totenbett neu wird, drängte sich mir auch kürzlich wieder auf, als der dunkle Vollen der des Lebens plötzlich, in erschreckender Schnelligkeit, eine Gestalt aus der Reihe der Erscheinungen hinwegriß, die zwar meinem Herzen nicht näher gestanden, der ich aber doch eine innige Theilnahme gewidmet hatte. Es war dies ein katholischer Geistlicher, Direktor des Kollegiums und Generalprokurator der Maroniten zu Rom, ein Orientale vom Libanon, wo der Stamm der Maroniten wohnt. Er war mein Hausherr; das Gebäude, in dem ich wohne, gehört ihm und seinem Kloster. Dieser Umstand führte mich, die ich sonst die Bekanntschaft mit katholischen Geistlichen nicht suche, mit ihm zusammen. In der kurzen Zeit, seit ich in der Nähe seines Klosters wohne, besuchte er mich einige Male und ich ihn, wo er mich in der Foresteria, einem großen, dem Kloster angebauten Saal, empfing. Oft führte er mich in den daran stoßenden Garten, in dem eine der schönsten Palmen Roms ihren königlichen Stamm zum Himmel erhebt, pflückte mir mit freigebiger Hand Blumen, deren dort das ganze Jahr hindurch blühen, und Orangen und Zitronen von den Bäumen, die den Garten zieren. Dieser Garten war die Freude des Monsignore und er erzählte, daß er oft morgens, ehe er in die Klosterkirche gehe, um Messe zu lesen, in dem Garten wandle, um die reinen Morgenlüfte einzusatmen und sein Gemüt zu stimmen. Überhaupt war etwas anderes in diesem orientalischen Geistlichen als in den römischen Priestern, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Er hatte nichts von dem höfischen, weltmännischen, versteckten und oft affektierten Wesen dieser letzteren. Im Gegenteil, er war eine ungestüme, spontane Natur. Die äußere Ruhe und Salbung, die jenen eigen ist, hatte er nicht und ich glaube, wenn ich länger mit ihm hätte verkehren können, so hätte ich auf dem Grund seiner Seele kein Priestertum gefunden, wohl aber eine feurige Liebe für seinen Stamm

(dessen Interessen er hier in Rom vertrat und für dessen Wohl er sein ansehnliches Privatvermögen verwendete), vielleicht einen nicht befriedigten Ehrgeiz, eine große Intelligenz und ein warmes, edler Sympathie zugängliches und von Mitleid mit den Leiden anderer bewegtes Herz. Seine hohe imponierende Gestalt in dem weiten, faltigen, dunkelfarbigen Gewand, sein schöner Kopf mit dem edlen Typus der Maroniten, mit den feurigen und doch so milden Augen und dem schon etwas ergrauenden Vollbart gaben ihm das Ansehen eines Patriarchen, wie ihn kein Maler schöner hätte denken können, oder eines griechischen Weltweisen, wenn er unter den dunklen Pinien und Zypressen seines Gartens, umgeben von den jungen Maroniten seines Kollegs, lehrend saß oder wandelte. Da es überhaupt schon im Leben selten ist, einer so ausgezeichneten Individualität zu begegnen, so ist das Bedauern, ja der Schmerz um so größer, wenn man eine der Natur einmal so gelungene Gestalt durch das Leben und den Beruf in die Grenzen gebannt sieht, innerhalb derer die höchste Entwicklung nicht möglich ist. Daß der Priester, von dem ich rede, außerhalb seines Standes noch ein ganz anderer, sehr außergewöhnlicher Mensch hätte werden können, davon bin ich überzeugt. Als ich ihm gleich im Anfang unserer Bekanntschaft sagte, ich sei keine Katholikin und könne es auch nie werden, zeigte sich für einen Augenblick ein schmerzliches Erstaunen auf seinem Gesicht, dann aber sagte er sanft: „Ich bin kein Fanatiker“, und war gut und freundlich gegen mich wie zuvor, machte nie den leisesten Versuch, mich zu bekehren und sprach nur noch selten von religiösen Dingen. Die Ereignisse im Orient bewegten ihn auf das heftigste. Er sagte mir, daß er in seiner ersten Jugend in der Heimat immer Opposition gegen das türkische Gouvernement gemacht habe, seitdem er aber Europa bereist und fast alle europäischen Regierungen habe kennen lernen, sei es ihm klar geworden, wie viele Vorzüge es habe, welch ein milder, humaner Geist in den Türken wohne, wie duldsam sie gegen fremde Konfessionen, deren so viele unter ihrer Oberhoheit ständen, seien.

Vor dem Fall von Plewna sagte er immer triumphierend, daß die Russen bis dahin noch keinen einzigen wirklichen Sieg erfochten hätten, denn Kars sei durch Bestechung gefallen. Er hoffe noch zuversichtlich, daß man den Türken zu Hilfe kommen würde; Osman Pascha war ihm ein Held, wie die russische Armee keinen aufzuweisen hätte und mit Stolz wies er darauf hin, wie sehr man sich in Europa über die Türken getäuscht habe. Nach dem Fall von Plewna — der ja allerdings erst erfolgte, als man gegen den schon zum Sterben verwundeten und allein gelassenen Löwen die frische Kraft herbeirief, die ihn nun durch die Übermacht erdrückte — war er tief gebeugt, von einer schmerzlichen Entrüstung durchglüht und sagte mit einem Seufzer, der eine gewaltsame Ergebung ausdrückte: „Ich muß mit Hiob sagen, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Später dann, als das Schicksal der Türkei in Europa besiegelt und ihr Untergang gewiß schien, obgleich der Friede von San Stefano noch nicht ganz veröffentlicht war, ließ er seinem leidenschaftlichen Schmerz freien Lauf, klagte besonders Oesterreich an und rief aus: „è una politica infernale, infernale, infernale“, mit immer steigendem Akzent. Und indem er sich darüber ausließ, wie ihn das alles bewege und aufrege, sagte er: „O, ich möchte fort, all meine Habe hier verlassen und in eine Ferne fliehen, wo ich nichts von dem allen mehr hörte, nach Amerika, in noch unbewohnte Gegenden!“ — Das waren gewiß nicht Gedanken eines fanatischen Priesters, wie wohl es ihm auch nebenbei gehen mochte wie den Mitgliedern der Kirche überhaupt, d. h., die tolerante türkische Regierung und die Herrschaft des Halbmonds der Oberherrschaft der griechischen Kirche vorzuziehen. Das ist allerdings charakteristisch genug für die Motive, die in diesen Dingen maßgebend sind. Die alte Eifersucht zwischen Rom und Byzanz, das Schisma innerhalb der eignen Unfehlbarkeit, ist schlimmer als ein Prophet, mit dem sich unterhandeln läßt und

der durchaus als fehlbar, als nur noch nicht zur Wahrheit gelangt, angesehen werden kann.

Bei jenem feurigen Orientalen aber war es viel mehr die Stammesverwandtschaft, das Rassengefühl, das ihn in dieser Niederlage des türkischen Reichs eine dem Orient überhaupt zugefügte Schmach empfinden ließ. Es war der Sieg des Okzidents über den Orient, der ihn so tödlich schmerzte, über diesen Orient, den er als die erhabene Pflanzstätte aller Kultur und Weisheit, sowie der Religion, zu der er sich bekannte, verehrte. Mit welchem Stolz sprach er von arabischer Kultur und Literatur, von den kostbaren Werken, die seine Bibliothek, die er aus seinen eignen bedeutenden Mitteln bereicherte, umschloß, von den gelehrten maronitischen Männern, die aus dem Kolleg in Rom hervorgegangen seien und die theils in Rom, theils in Paris besonders in Arbeiten der orientalischen Sprachen tätig gewesen seien. Mit welcher Zärtlichkeit gedachte er seiner Heimat am Libanon, wenn wir unter der Palme seines Gartens standen und ich, zu der stolzen Krone emporschauend, fragte, ob ihm das nicht eine Erinnerung an sein Geburtsland sei? Es sprach dann ein Ausdruck so wehmuthsvoller Innigkeit und Sehnsucht aus seinen dunklen Augen, daß es mir dünken wollte, als hätten das Kloster und die früh erlangte geistliche Macht (denn er war mit 49 Jahren bereits Erzbischof) doch sein Herz nicht ganz ausgefüllt und ihm nicht vollkommenen Ersatz für die Poesie der Heimat, für Familienglück, Liebe und Freiheit gegeben.

Armer, schöner, guter Priester! Die Sehnsucht, fort aus dieser Welt der Qual, in die tiefe Ruhe eines unbekannten Flecks Erde zu flüchten, wurde nur zu bald, aber anders als du dachtest, erfüllt. Vierzehn Tage, nachdem ich zuletzt bei ihm war und wie immer beladen mit Früchten und Blumen heimkehrte, hörte ich, er sei schwer erkrankt. Am zweiten Tage bekam ich auf meine Erkundigung die Antwort, er sei hoffnungslos, und am fünften Tage war er tot. Freilich mäht der Tod ja täglich um uns seine Saaten, Schönes, Junges, Hohes, Bedeutendes fällt ihm zum Opfer, während er, wie

auf Orcagnas Bild im Camposanto zu Pisa, die Armen, Krüpplichen, Ruhebedürftigen verschont. Meine Bekanntschaft mit dem Geistlichen war zu kurz gewesen, als daß er mir hätte als Freund teuer werden können, dennoch ergriff mich sein Tod mit einer namenlosen Wehmut, die ich Mühe hatte zu beherrschen. Die Professoren und Schüler des Maronitenkollegs, welche die Todesanzeige machten, luden auch zugleich zur Totenfeier in die nahe beim Kloster gelegene Kirche von San Pietro in Vincoli ein. Ich ging hin, getrieben von jenem geheimnisvollen Zug, der es unserem in der Erscheinung befangenen Sinn so schwer macht, an das plötzliche Auslöschen der Erscheinung zu glauben, und der wie mit unsichtbaren Fäden das, was eben noch Gegenwart war, festhalten zu können meint. Es hat diese Empfindung zu so manchen abergläubischen, aber auch zu kindlich schönen Täuschungen Anlaß gegeben, wie z. B. bei dem russischen Volke zu dem Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen noch vierzig Tage in der Nähe ihrer verlassenen irdischen Wohnstätten weilen. In der That, wer hätte es nicht empfunden, schon bei bloß räumlichen Trennungen, dies noch lange andauernde Gefühl der Gegenwart von Geschiedenen? Wer hätte es nicht noch stärker beim Tode von Lieben und Befreundeten gefühlt, wenn die bekannte Stimme noch in unseren Ohren tönt, wenn wir den Blick der Augen noch auf uns fühlen, wenn uns das Lächeln des Mundes noch vorschwebt, die Gestalt noch vor uns wandelt, während doch die ausgestreckte Hand keinen Gegendruck mehr findet, die ausgesprochne Frage keine Antwort erhält, die Stelle leer bleibt, die sonst ausgefüllt war? Es ist dann eine schmerzvolle Befriedigung, bis zu dem letzten Augenblick, wo das Bild noch nicht dem großen Lebensprozeß zurückgegeben ist, ihm nahe zu bleiben, ihm noch die letzte Liebe und Ehrfurcht zu erweisen, gerade als könnte das noch gewußt und empfunden werden. Schön ist für dies Bedürfnis der Gebrauch der musikalischen Totenmessen in der katholischen Kirche, die den Tod mit einer wohlthuenden Feier umkleiden und ihm in der Musik das einzige Element beimischen, in dem

sich die Erlösung aus der Welt der Erscheinung am sanftesten und erhabensten vollzieht. Seltsam schön war diese Feier an jenem Morgen in San Pietro in Vincoli. Es vereinigte sich da vieles Ungewöhnliche, das schon als bloßer sinnlicher Eindruck die Stimmung erhöhte. In der Mitte der Kirche stand der Katafalk mit dem Sarg, von unzähligen Wachskerzen umgeben; auf der einen Seite saßen die Mitglieder des Maronitenkollegs: ehrwürdige Greise mit weißem Bart, kraftvolle Männer, Jünglinge, die ihre Studien dort machten, fast alle schön, mit einem edlen orientalischen Typus. Der schwarze, faltenreiche Talar, den sie tragen, gab dem ernstesten Ausdruck ihrer Züge noch etwas besonders Feierliches, wie denn auch ihre ganze Haltung ein ernsteres, innerlicheres, würdevolleres Gepräge hat als das römischer Priester. Auf der andern Seite des Katafalks saßen die eingeladenen Personen, u. a. die Mitglieder der türkischen Gesandtschaft, unter deren Schutz das Maronitenkolleg steht, sowie zahlreiche Freunde und Bekannte des Verstorbenen. Dazwischen aber befanden sich nach dem schönen, demokratischen Gebrauch der katholischen Kirche auch ganz arme Leute, die ihren Freund und Wohltäter beweinten. Ich nahm meinen Platz so, daß ich den Moses von Michelangelo sehen konnte, auf den das Licht durch einen gelben Vorhang, der das Fenster verhüllte, fiel, so daß er einen Anschein von Lebenswärme erhielt, die ihn wie ungeduldig unter seiner marmornen Erstarrung erscheinen ließ, wie fragend ausschauend nach dem Mittel, das vom Bann des Todes erlöst. Dieser schmerzliche Bann lag auf allen Anwesenden mehr oder minder schwer. Zu plötzlich war die edle Gestalt aus der Fülle des Lebens und der Kraft verschwunden, um nicht eine große Ergriffenheit selbst bei roheren Gemütern zu hinterlassen. Tiefes Schweigen herrschte in der Kirche, am Altar las ein Priester eine stille Messe. Während der Zeit, von der wunderbaren Umgebung in der seltsam zusammengesetzten Versammlung in eine ins Innerste zurückgehende Stimmung versetzt, rang der Geist mit den Rätselfn des Todes und mit dem Schmerz um die Endlichkeit

der Individualität, in der allein sich doch die „ewigen Ideen“ darstellen. Glücklicherweise kam kein störendes Intermezzo vor von jener widrigen Geschäftigkeit der mit bunten Lappen behängten Unteroffizianten des Klerus, von jenem unharmlosen Halbgesang der Priester, von jener Unruhe, die den katholischen Gottesdienst so wenig geeignet macht für wahre Andacht. Als die stille Messe beendet war, ertönte plötzlich Musik: das von herrlichen Stimmen gesungene Requiem von Mozart. Da löste sich wie durch ein Zauberwort der Bann, der auf der Seele lag. Man atmete auf unter der erlösenden Gewalt der Töne. Auch der Moses schien aufstehen zu wollen aus der Erstarrung, um eine andere Flammenoffenbarung als die, welche er auf Sinai geschaut, auszusprechen: nicht mehr das harte Gesetz der Knechtschaft, sondern die Berufung zur Freiheit durch die drei Genien der Menschheit: Geist, Liebe, Kunst. Mir fielen die Goetheschen Worte ein:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Versucht zu Millionen Tön' um Töne;
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.“

Zwar sah ich den Geschiedenen nicht in verklärter Gestalt in einer höheren Region vor mir schweben; keine mystische Täuschung raubte mir das Bewußtsein, daß etwas Hohes, Würdiges unwiederbringlich vorüber sei. Aber auf dem Strom der Töne floß der Schmerz in immer sanfteren Wellen dahin und der Trost des „ewig Schönen“ verwandelte ihn in erhabene Feier und stille Behmut. Ich hätte fort und fort diesen hehren Melodien, diesen weltentrückenden TONGEDANKEN lauschen und in den Tiefen der Empfindung weilen mögen, in den wir uns im Schoße des realen Seins, aus den ideellen Schranken von Raum und Zeit befreit fühlen und uns in der kristallinen Flut des Urgrundes der Dinge baden, wo Schmerz und Glück zwei geschwisterliche Genien sind wie bei den Alten Schlaf und Tod. — Aber das „Amen“ ertönte und die Harmonien verhallten und die Welt, die mit Leben und Tod abrechnen muß, trat wieder in ihr

Recht. Man ergriff den Sarg und während die Maroniten mit Kerzen in den Händen in Prozession folgten, trug man ihn aus der Kirche, um ihn auf den draußen harrenden Trauerwagen zu setzen und auf den Friedhof zu bringen. Ich war ihm vorangeeilt zur Tür und rief ihm da leise mein letztes Lebewohl zu. Vor der Kirche standen Haufen weinender Armen und eine alte Frau wandte sich zu mir und sagte schluchzend, indem sie auf den Sarg zeigte: „è Monsignore“, als wollte sie mit den zwei Worten alles ausdrücken, was hier an Kraft, Güte und menschlicher Vortrefflichkeit unterging.

Der stille Trauerzug fuhr langsam nach dem fern gelegenen Kirchhof von S. Lorenzo, außerhalb der Mauern der Stadt, da jetzt nicht mehr in den Kirchen begraben werden darf. Ich aber wandte mich dem Wäldchen zu hinter dem Kolosseum, am Fuße des Palatin, das eben anfang, im jungen Grün des Frühlings zu prangen. Da wandelte ich lange auf und ab und in mir tönte die alte Frage: Was ist der Tod?

Für die gläubigen Christen — besonders die Katholiken, die in allem bestimmtere Vorstellungen und intensiveren Glauben haben — ist die Beantwortung der Frage leicht. Sie haben sich ein so schönes Gebäude persönlicher Ansprüche und Hoffnungen aufgeführt, daß man sicher und glücklich darin wohnen und die Weiterentwicklung der großen Existenzfrage jenseits des Grabes ruhig erwarten kann. Ihre Vorstellungen sind konsequent durchgeführt und lassen keine Lücke. Wie ihnen im Abendmahl Christus persönlich gegenwärtig ist und mit seiner Göttlichkeit die Materie durchdringt, die er gewürdigt hatte, seine Wohnung zu werden, so ruft einst am Auferstehungstage die Seele ihre durch den öfteren Genuß des Abendmahls immer mehr vergöttlichten Atome wieder zu sich und es erhebt in unvergänglicher Jugend und Schönheit das einstige Ich, nur in verklärter Gestalt. Der Traum ist schön und wer möchte sich nicht bei der Hinfälligkeit der menschlichen Gestalt, bei dem Verlust geliebter Menschen, bei

den Qualen des Todes trösten, wenn solche Aussichten winken?

Die Naturwissenschaften haben mit dem Seziermesser den holden Traum zerstört, und der logische Gedanke hat kalt und unerbittlich dem hoffenden Ich sein Urteil gesprochen. Aber noch ließ die Philosophie hier und da ein transzendentes Gebiet offen, in das sich eine unbestimmte Hoffnung flüchten und das mit einem fernen Leuchten die dunkle Stunde erhellen konnte.

Auch Schopenhauer, dem über die Vernichtung der Persönlichkeit kein Zweifel blieb, läßt uns im Grunde des Seins die Möglichkeit eines unserer beschränkten Erscheinung unfaßbaren Zustandes ahnen, der keineswegs das Nirwana der Vernichtung, sondern das Entzücken des aus seiner Zerstücklung in die Einheit zurückgekehrten Dionysos ist. Was den Willen zum Leben, aus dieser Einheit heraus, zur Erscheinung führt, das principium individuationis, ist ein Rätsel; der Wille, als Erscheinender, ist blind, denn wenn er sehend wäre, so wäre sein In-die-Erscheinung-treten absurd und grausam, so wie die bewußte Erschaffung einer Welt voll Sünde, Schmerz und Qual absurd und grausam wäre. Sich von dieser Tat des Willens und ihren schweren Folgen zu erlösen, gibt es ein Mittel: die Verneinung eben dieses Willens zum Leben, die aber fälschlich als ein passives sich vom Leben Abwenden, ja wohl gar als ein freiwillig aus ihm Scheiden angesehen worden ist. Es ist damit vielmehr die höchste Aktivität gemeint, die das Blinde des Willensaktes, das qualvolle Verlangen nach dem, was nicht des Verlangens wert ist, aufhebt und schon hier das zerstörte Gefühl der Einheit wieder herstellt in der Ruhe des Weisen, der im intellektuellen Erkennen und Schaffen das höchste Glück, das wahre Nirwana, genießt.

Ein veredelter Materialismus tritt vermittelnd zwischen die brutale Herrschaft von Kraft und Stoff und die noch immer einen metaphysischen Hintergrund offen lassende Philosophie, in deren neuester Erscheinung: der sogenannten Wirk-

lichkeitsphilosophie von Dühring. Dieser strenge Denker, fest auf dem Boden der modernen Wissenschaft stehend, selbst schöpferisch auf deren Gebiet, verneint alle Metaphysik absolut und weist sie mit Verstandesgründen aus seinem System aus. Aber er erhebt auf der Basis einer alles Sein umfassenden Wirklichkeit die Fahne eines realen, das Leben vergeistigenden Idealismus. Innerhalb seines Systems von der realen Einheit alles Seins, hinter dem keine metaphysische zweite Welt mehr versteckt liegt, entwickelt sich durch das dem Sein innewohnende Prinzip des Werdens die Vielheit der Welt. Die persönliche Existenz erhebt sich wie die Welle auf der ruhigen Fläche des Einheitsozeans, steigt bis zu ihrem Höhepunkt und fließt dann wieder abwärts, bis sie sich im großen Niveau verliert.

In einem früheren Artikel, den ich schrieb, ehe ich etwas von Dühring wußte, hatte ich mich schon einmal gegen den Begriff des Metaphysischen erklärt. Nicht aber, als hätte ich damit die Materie auf den Schöpferthron des Universums erheben wollen. Nein, ich wollte nur die Welt nicht mehr in zwei Teile teilen, sondern sie als eine alles umfassende Einheit begreifen, in der ein Metaphysisches, d. h. hinter ihr Liegendes, nicht mehr Raum hat. Daß wir trotzdem das Geheimnis des Werdens, der Vielheit in der Einheit, nicht begreifen können, ist so einfach, wie daß man selbst auf dem Höhepunkt der Welle nicht die unermessliche Weite des Ozeans übersehen und auf der einen Seite des Berges, den man hinansteigt, nicht die Täler erblicken kann, die auf der andern Seite liegen; oder wie daß die Perle, die in ihrer Muschel an das Tageslicht gezogen wird, die unergründliche Tiefe nicht kennt, der sie entstieg.

Die Brücke zu finden, die Schopenhauer und Dühring verbindet, kam mir an jenem Morgen nach der Totenfeier meines Priesters, im frühlinggrünen Wäldchen neben den gigantischsten Ruinen der Welt, in den Sinn. Mir schien es, als müsse diese Brücke hinüberführen in das Walhall der

wahren heroischen Lebensanschauung, in der auch die Frage: was ist der Tod, ihre rechte Lösung finden würde.

Das Prinzip der Einheit steht beiden großen Denkern unumstößlich fest und das Prinzip der Vielheit in ihr auch, ob es nun als Wille oder als Werdeprinzip in die Welt der Vorstellung, der Materie, des mit unseren Sinnen wahrnehmbaren Daseins tritt. Die größte Differenz zwischen ihnen besteht in Beziehung auf die Wertschätzung des Lebens, das Schopenhauer als einen Irrtum, als eine Schuld ansieht, während es für Dühring die Wirklichkeit und der höchsten Perfektibilität fähig ist. Schopenhauer mußte sich deshalb auch den Blick in eine metaphysische Welt offen halten, sonst wäre es für einen Geist seiner Größe eine Unmöglichkeit gewesen, die ganze tragikomische Vorstellung des Lebens mitzumachen und ihr nicht ein willkürliches Ziel zu setzen. Dühring mußte dagegen den ganzen Schwerpunkt der Frage in die auf- und absteigende Welle legen, innerhalb derer sich das Wirklichkeitsproblem mit seiner ganzen zu lösenden Aufgabe vollzieht. Wäre es nicht möglich, die Brücke dazwischen zu finden? Schopenhauer protestiert gegen eine Welt wie die unsrige und sieht sie als das Produkt eines blind gewollten, durch Intellekt und Ethik zu verneinenden Vorgangs an. Dühring protestiert auch gegen die vorhandene Ordnung der Welt und mit ihnen tun es alle, denen das unsägliche Leid des Lebens, die Barbarei und Ungerechtigkeit unserer Zustände das Herz bedrücken und den Geist mit heiligem Zorn erfüllen. Schopenhauer wollte nicht, daß man im passiven Protest verharre, sondern er wollte, daß man den Willen, das blinde Ungetüm, das in seinem unersättlichen Verlangen alle jene Leiden hervorbringt, verneine, d. h. die größte sittliche Tat vollbringe, sich zum Heiligen, zum Weisen mache, der in erhabener Ruhe über den blinden Willenstrieben stehe und die Flamme der Leidenschaft zur Schöpfung höchster Intellekts-, Kunst- und Lebensgebilde verwende. Dühring will das auch, er will eine Transformation der Barbarei in edle Kultur, der Unwissenheit in Bildung, der Ungerechtigkeit in Gerechtigkeit, des brutalen

Hasses und der Zerstörungswut, die uns nur noch zu deutlich als die oberste Stufe der Tierleiter kennzeichnen, in die Gemeinsamkeit höchster Ziele und die aus ihr entspringende humane Gesinnung.

In beiden Fällen also ist es die höchste ethische Tat, die von der Menschheit verlangt wird. In beiden Fällen ist es das Verneinen des Lebens als bloße animalische Existenz, als bloßer Trieb zum Dasein und bloße Begierde zum Genuß. Es ist eine vergeistigte Menschheit, die erzielt wird, und in beiden Fällen liegt das Resultat schon in diesem Leben. Bei der Schopenhauerschen Verneinung liegt es in dem Glück des Weisen, der sich von der Begierde erlöst hat, bei der Dühringschen Verneinung liegt es in der durch Vernunft und Humanität umgestalteten Welt. Die Aufgabe, die die beiden großen Denker uns stellen, ist also das, was ich früher einmal mit dem Worte ausdrücken wollte: „Erlöse dich selbst,“ mach aus dir selbst ein Kunstwerk, ein vergöttlichtes, vollkommenes Wesen. Damit ist der Menschheit geholfen und sind die Rätsel des Lebens gelöst. Wenn der Wille als blinde, begehrende Macht verneint und in die Götterstille der Erkenntnis verwandelt oder zu der Leidenschaft geworden ist, welche die neue Schöpfung der Vernunft und der Liebe auf Erden vollbringt, dann ist der Schleier der Maja zerrissen, das Leben ist keine Täuschung mehr, die Wirklichkeitsphilosophie hat dann recht.

Und der Tod?

Wäre in diesem Falle auch die persönliche Existenz nichts weiter als die auf- und absteigende Welle, so wäre es schon der Mühe wert, gelebt zu haben, denn die Fülle göttlicher, d. h. vollkommener Wonnegefühle würde unsere Brust geschwellt haben in einem Dasein, das den höchsten Zielen geweiht war. Das Verschwinden aus diesem Dasein würde nur sein wie der Untergang der Sonne, die in Purpurgluten in den großen Ozean des Seins hinabsteigt, wissend, daß ein neuer Tag folgt, dem vergangenen ähnlich, wenn auch nicht derselbe.

Gibt es nun aber auch nichts außerhalb des Seins, gibt

es nur ein Sein, das alles für uns Sichtbare und nicht Sichtbare umfaßt, so hat doch Schopenhauer recht, daß das Wesen des Seins als solches uns unbekannt und notwendig unfaßlich ist. Es gibt aber außer der Erkenntnis des Verstandes, welche die sichtbare, greifbare Welt umfaßt, noch eine Erkenntnis der Intuition, die mit den höchsten Gesetzen des Denkens nicht nur nicht in Widerspruch steht, sondern meist nachträglich von ihnen bestätigt wird. Was nun in diesem Leben schon das vollkommenste Glück gibt, ist die schöpferische Begabung, das wunderbare Hervorquellen einer Macht, die, wenn ihr auch noch so sehr durch Bildung und äußere Hilfsmittel beigestanden würde, doch aus dem Innersten des Menschen wie ein frischer Quell aus unbekannten Erdtiefen sprudelt und vorher völlig unbebaute Stellen des Daseins mit Gebilden des Denkens und der Phantasie bereichert. Diese Schöpfermacht, die in uns sich ans Licht drängt und in Wissenschaft, Kunst, Philosophie und allen Betätigungen des Lebens sich darstellt, muß sich auch im Schoße des Seins vorfinden zufolge der Annahme, daß keine Kraft sich plötzlich entwickeln kann, zu der nicht die Disposition schon im Grunde der Dinge lag; sie kann nichts anderes sein als ein Abbild des Werdeprinzips im universellen Sein. Wenn nun schon hier, in der beschränkten Form, Ausübung der Schöpferkraft in uns Götterlust ist, wie soll es töricht sein, anzunehmen, was die Intuition uns zuflüstert, daß im „Ding an sich“, im ewigen Schöpfungsdrang des Seins Seligkeit herrsche? Nicht außerhalb der Welt, nicht in metaphysischer Ferne, sondern in dem Urgrund, dem wir und mit uns das Universum im ununterbrochenen Werdeprozeß entsteigen, waltet die göttliche Freude des Schaffens. Wer sie nur einmal in seiner kleinen Erdensphäre empfunden hat, weiß, daß dies kein leerer Traum, kein Truggebilde der Phantasie zu sein braucht; der Gedanke kann es rechtfertigen, wenn er auch ebenso wenig imstande ist, die Unermeßlichkeit dieses Vorganges in eine endliche Formel zu fassen wie die Natur des Seins selbst. Es ist nicht logisch denkbar, daß die Menschenbrust allein die

Wonne der Schöpferkraft in sich trage; ebenso wie es unlogisch ist, anzunehmen, daß der Mensch allein der einzige Organismus des Universums sei, in dem sich geistiges Leben und geistige Produktivität entwickelt habe. Freilich ergreift den Schaffenden der Schmerz, sobald er bei der Ausübung seiner Schöpferkraft mit der mangelhaften Endlichkeit des Stoffes zu tun hat und es setzt sich auch da das Analogon vollständig fort. Was aber dem allen als das Eine, Feste, Unabweisbare gegenübersteht, braucht man es noch zu sagen? Es ist die strenge Anforderung, uns selbst und das Leben um uns her zur höchsten ethischen Schönheit zu entwickeln, unablässig das: „Es werde“ auszusprechen und zu verwirklichen. Wohl erfinden und schaffen wir fortwährend und unterwerfen uns die Erde, was aber wären die Triumphe der Industrie und der schaffenden Tätigkeit des Menschengewisses, wenn sie nicht ethischen Zwecken dienstbar würden? Das also sei uns der Tod: der große Mahner an die Aufgabe, das Leben innerhalb der auf- und absteigenden Welle mit dem edelsten Inhalt zu füllen, es zu einer Schöpfung von Geistesblüten, von Liebestaten zu machen. Es wird dies den Schmerz des Sterbens für uns selbst vernichten, denn wie nach einem wohlvollbrachten Tagewerk die Ruhe in den Armen des Schlafes süß ist, so wird auch die Ruhe im Tode nach einem wohlvollbrachten Leben süß sein. Und ebenso für die, welche wir liebten — wenn wir uns sagen dürfen, sie haben ihre Aufgabe vollbracht und ihre Spur bleibt im Leben der Menschheit, im Leben des Geistes, so wird es uns sein, wie wenn wir die purpurnen Abendwolken am Himmel erbleichen sehen und der sehnsüchtige Blick nach und nach am nächtlichen Himmel die funkelnden Sterne entdeckt, die über der dunkel gewordenen Erde leuchten, siegreiche Zeugnisse dafür, daß, wenn auch die irdische Sonne unterging, andere vielleicht noch glorreichere Sonnen im Universum leuchten und daß der Geist ewig ist wie das Licht.

So dachte ich an jenem Morgen im Frühlingsgrün des

Wäldchens bei dem Kolosseum in Rom und ich fragte mich leise: Wo ist er hin, um den ich trauerte? Er ist zurückgekehrt in die ewige Schaffenslust des Seins, antwortete mir mein Herz, und die Palme des Klosters wiegte feierlich ihre schlanken Zweige in der blauen Luft, als wollte sie es bejahen.

